

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 68 (1994)

Artikel: Lasst hören aus alter Zeit
Autor: Erismann, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Laßt hören aus alter Zeit

Im folgenden soll versucht werden, einige Erlebnisse aus meiner Junglehrerzeit vor dem geneigten Leser auszubreiten. Sensationelles darf er dabei nicht erwarten. Dafür werden ihm die fundamentalen Unterschiede zwischen damals und heute um so deutlicher in die Augen stechen. Er wird dabei auch daran erinnert, wie schwer die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen für uns Junge gewesen sind: «eine Epoche voller Ängste, Krisen und Gefahren», wie sich ein kluger Zeitgenosse ausdrückte. Der Einstieg ins Erwerbsleben war schwierig. Dennoch geriet es vielen von uns, den Widrigkeiten zum Trotz, zu einem erfüllten Leben zu gelangen.

Getrübte Schlußfeier

Anfangs April 1929, an einem Samstag, erhielt unsere Seminarklasse Amsler-Zumsteg aus den Händen des frischgebakkenen Regierungsrates Fritz Zaugg (Brugg) nach erfolgreicher «Patentprüfung» die Lehrberechtigung für aargauische Primarschulen.

Es war ein kühler Morgen. Über Nacht war auf das Kloster Wettingen und das ganze Limmattal Neuschnee gefallen. Tags zuvor hatte noch eine warme Frühlingssonne vom föhnig blanken Himmel gestrahlt. Und nun diese Bescherung!

Mit meinen letzten paar Franken war ich am Freitag abend ohne jeden Schlechtwet-

terschutz nach Zürich gereist. Im dortigen Stadttheater (heute Opernhaus) war «Fidelio» angesagt. Dieses berühmte Werk Beethovens, in der Fachliteratur als das «Hohelied der Gattenliebe» gepriesen, sollte meine Seminarzeit festlich beschließen. Ich opferte dafür mein letztes Taschengeld. Die Aufführung hinterließ mir denn auch einen unverwischbaren Eindruck.

Doch als ich endlich nach Verklingen dieser hinreißenden Musik das Freie gewann, empfing mich draußen ein tropischer Regenguß. Schon beim Bellevue vorn war ich patschnaß. Und als ich endlich im Hauptbahnhof eintraf, trug ich buchstäblich keinen trockenen Faden mehr auf mir. Die wenigen Nachtstunden bis zur Tagwache reichten längst nicht aus, Anzug und Wäsche trocknen zu lassen. Und Ersatz hatte ich keinen, da meine Habseligkeiten sich bereits in Aarau befanden. Schlotternd betrat ich später den Musiksaal, wo unsere Schlußzeremonie stattfinden sollte. Ich hätte mich am liebsten verkrümelt, so schämte ich mich, in einem solch erbärmlichen Zustand vor meinen künftigen Chef, den aargauischen Erziehungsdirektor, zu treten und mein Wahlfähigkeitszeugnis zu empfangen.

Als mir Herr Zaugg die Hand drückte, mußte er meine Verlegenheit bemerkt haben. Er schaute mich fragend an, und zugleich wurde ich ganz rot. Ein peinlicher Augenblick.

Erst zu Hause in Aarau am späten Nach-

mittag verhalf mir die besorgte Mutter zu einem wohligeren Dasein. Und erst jetzt konnte ich mich aufatmend des Lebens freuen. War ich doch nun ein «Herr Lehrer» und kein Wettinger «Setzling» mehr.

Erste Enttäuschungen

Es war und ist der Brauch, daß die Namen der neupatentierten Lehrkräfte jeweils durch die Presse dem Volk bekanntgegeben werden. Wir daheim wußten das von früheren Jahren her, und besonders der Vater konnte den Tag kaum erwarten, da auch sein Ältester in den Zeitungen namentlich in Erscheinung treten durfte.

Wir hatten uns jedoch zu früh gefreut. Die Liste erschien zwar, doch ausgerechnet mich suchte man vergeblich darauf. Statt meiner tauchte dafür ein bislang unbekannter «Freimann Paul, Aarau» (andernorts auch «Frymann») auf. Wir trauten unsern Augen nicht, und besonders der Vater, der alles so genau nahm, war empört und empfand diesen Lapsus als Ehrverletzung. Sogleich zog er seine graue Uhrmacherbluse aus, schlüpfte in den Ausgangskittel und eilte schnurstracks ins Obere Rathaus zur kantonalen Erziehungsdirektion. Er kannte deren Sekretär Louis Kim gut und klagte ihm nun sein Leid. Herr Kim versprach eine «sofortige Berichtigung». Doch diese erschien nie, und auf weitere Vorhalte erklärte man uns, es handle sich um

eine Bagatelle; sie sei «intern erledigt» worden. Der Stachel blieb also sitzen.

Etliche Jahre später tauchte dann tatsächlich in Aarau ein pensionierter Lehrer namens Frymann auf, und als er sich mir einmal auf der Straße vorstellte, erwiderte ich: «Freut mich – ebenfalls Frymann.» Er kam zuerst gar nicht draus. Nachher lachten wir den Buckel voll.

Anderes gab mir noch mehr zu denken. Es herrschte nämlich damals im Aargau ein noch nie dagewesener Überfluß an stellenlosen jungen Lehrkräften. Man sprach von über hundertzwanzig. Die Folge war, daß z. B. meine Bewerbungen vorerst einmal alle auf unfruchtbaren Boden fielen. Ich mußte jeweils sogar noch froh sein, wenn ich meine eingesandten Unterlagen gelegentlich wieder fleckenrein zurück erhielt. Natürlich reiste ich auch an alle jene Orte zur Vorstellung. Die Gotte in Bellinzona hatte mir in Mailand einen teuren Borsalino-Hut gekauft, der mir zwar schlecht stand. Dessenungeachtet setzte ich ihn bei solcher Gelegenheit auf und lüftete ihn fleißig, wenn ich in den Umkreis der betreffenden Schulpflege geriet. Die Mutter behauptete, ich sähe nun endlich aus «wie ein Mann und nicht wie ein Schulbub». Dies nützte mir aber vorerst nichts, denn überall blitzte ich ab, und fast allerorten erklärte man mir: «Wir haben schon einen andern im Auge.» Im Bezirk Brugg sagte mir einer offen und ehrlich: «Und vo Aarau wette mir sowiso e keine!»

In dieser Lage blieb mir nichts anderes übrig, als Geduld zu üben und die Gunst des Schicksals abzuwarten. Ich hatte nun viel Zeit zu träumerischem Schlendern, zu ausgiebigem Wandern und zum Musizieren. Jedoch meine Eltern zweifelten mehr und mehr an mir und meinen ernsthaften Absichten auf eine feste Stelle. Sie hatten übrigens gar nicht so unrecht.

Defizitärer Start

Eines Morgens jedoch kam plötzlich Leben in die Bude. Die Gemeindkanzlei E. im Bezirk Baden hatte dringend nach mir verlangt: Ich müsse sofort antreten, um als Vikar an einer zweiten Klasse zu wirken, die Lehrerin sei plötzlich erkrankt, und die Kinder sollten unterrichtet werden. Ohne mich weiter zu erkundigen, eilte ich hin. Denn ich hatte dringend Geld nötig. Der Gemeindeschreiber, ein netter Mann, empfing mich freudig und führte mich gleich zu den wartenden Kindern. Es war für mich ein überwältigender Anblick: eine Stube voll herziger und sauberer Buben und Mädchen. Sie waren bisher in bester Ordnung gehalten worden und waren daher leicht zu führen. Ich begann sogleich mit Lesen, und dazwischen sang mir die Klasse mit hellen Stimmen ihren ganzen Liederschatz vor: «s Schwizerländli isch nur chli» und so weiter. Wir waren bald ein Herz und eine Seele.

Das ging beinahe zwei Wochen lang. Da mußte ich zu meinem Leidwesen erfahren, daß die Lehrerin, schneller als erwartet, wieder gesund geworden sei. Gleichzeitig aber hatte ich auch zur Kenntnis zu nehmen, daß sich die kantonale Erziehungsdirektion weigere, mir den Stellvertreterlohn im Betrage von 160 Franken auszu zahlen, weil mich die Schulpflege E. reglementswidrig eingestellt habe.

Ich stand da wie ein begossener Pudel. Der freundliche Gemeindeschreiber verstand meine Enttäuschung und entnahm seinem Portemonnaie eine blanke Fünzigernote. «Hier ein kleiner Trost», sprach er, entschuldigte sich nochmals und sandte mir hernach ein Zeugnis, das mich ganz stolz machte. Denn eine der Schülerinnen war, ohne daß ich es gewußt hatte, das Töchterlein eines Schulpflegers und hatte daheim fleißig über mich rapportiert. Es habe dabei stets von «unserem Seminaristen» gesprochen. So jugendlich und unreif muß ich damals ausgesehen haben. Und daran vermochte auch mein nobler Borsalino vorerst nichts zu ändern.

«Rufst du, mein Vaterland...»

Eines Tages im Vorfrühling 1928 erhielt unsere Seminarklasse vom Sektionschef Wettingen ein denkwürdiges Geschenk zugestellt: das graue eidgenössische Dienstbüchlein. Wir wurden damit an un-

sere gesetzliche Militärdienstpflicht erinnert. Das Aufgebot zur Rekrutierung («Stecklimusterung») erfolgte bald darauf. Sie fiel in den frühen Sommer jenes Jahres und wurde im nahen Baden abgehalten. Wir Seminaristen bildeten ein ordentliches Trüpplein, das vereint über den romantischen Ländliweg sein Ziel, das Badener Ländlischulhaus, anstrebte. Zuvor hatte uns der besorgte Seminardirektor noch eindringlich ermahnt, uns an diesem für uns freudigen Tag stets korrekt zu benehmen und uns auch im zweiten, fröhlicheren Teil keinerlei Exzessen hinzugeben. Für künftige aargauische Volksschullehrer würde sich dies nicht schicken.

Wir hielten uns daran und konnten uns bis in den Abend hinein mehr oder weniger beherrschen. Wir waren nicht übermütig, jedoch froh gelaunt.

Beim besagten Schulhaus trafen mit uns auch noch andere «Stecklibuben» aus der Region ein. Einmal eingelassen, empfingen uns drinnen mehrere Offiziere, darunter ein Oberst aus Aarau als Chef des Ganzen, den ich von daheim als väterlich gütigen Mann kannte. Er wohnte im Neugut. Ein weiterer bestandener Offizier, ein Brugger, war im Volk als «bissig» bekannt – und benahm sich auch so. Seine laut schnarrende Stimme hatte für viele etwas Abschreckendes.

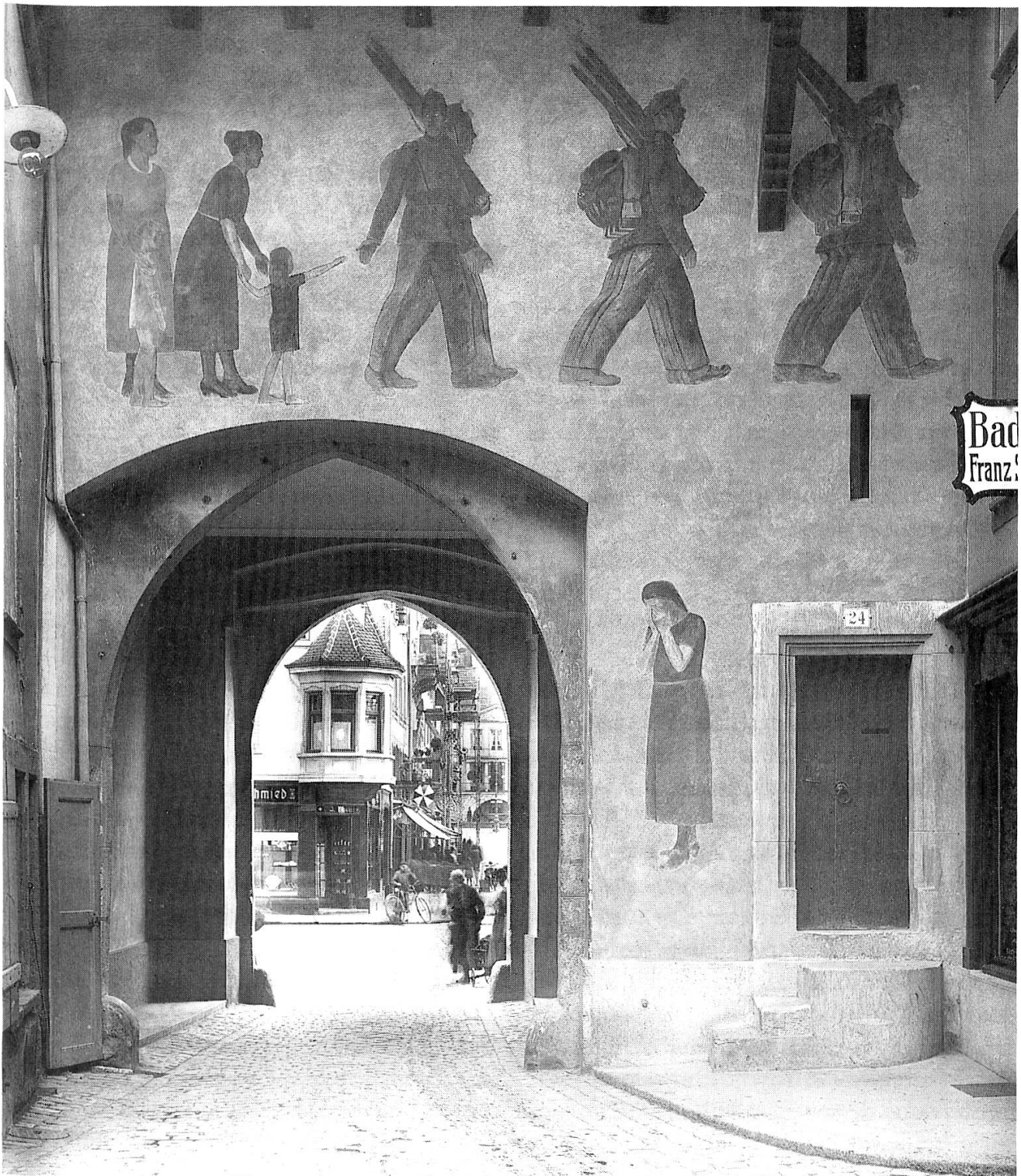
Wir wurden nun besammelt und hernach dem üblichen Verfahren unterworfen. Alles war aber vorwiegend vergnüglich.

Wenn nur das lange Warten nicht gewesen wäre! Zum Mißbehagen vieler hatte man in jenen Nachkriegsjahren auf alle zusätzlichen Prüfungen verzichtet. Denn Mutter Helvetia befand sich damals auf striktem Sparkurs. Man merkte es an allen Ecken und Enden.

Schließlich erfuhr man dann doch einmal, wer diensttauglich sei und wer nicht, und wieder nach langer Pause wurden wir einzeln vor den Herrn Obersten gerufen, um mit ihm über unsere künftige Waffengattung zu sprechen. Diese Prozedur verlief durchwegs friedlich. Bei mir kam es aber zu einer Meinungsverschiedenheit. Denn mein Gegenüber wollte mich kurzerhand zur Infanterie einteilen. Ich erhob dagegen Einspruch. Ich wünschte Telefonsoldat zu werden, weil ich dann meine Rekrutenschule in Freiburg (Fribourg) zu bestehen hatte. Ich kannte damals von der welschen Schweiz noch fast nichts. Das Reisen war in meiner Jugend noch keine so alltägliche Sache wie heute. Mein Traum war der Genfersee.

Doch der Herr Oberst hatte vorerst wenig Verständnis für mein Anliegen, hörte mir aber geduldig zu. «Ihr seid zu klein und zu schwächlich für den Bau von Telefonlinien», wandte er ein – und hatte im Grunde recht. Doch schließlich gab er nach und brachte im Dienstbüchlein den entsprechenden Stempel an. Schon jetzt freute ich mich auf die pittoreske Stadt Freiburg, auf das ganze Welschland mit

2 Dasselbe Obertor von innen. Das Wandgemälde «Auszug 1914» wurde vom Aarauer Kunstmaler Eugen Maurer 1923 geschaffen. Das Tor war so eng, daß immer wieder Heufuder und andere Schwertransporte darin steckenblieben und mit Pferdekraft herausgezogen werden mußten. Die jahrzehntelang leidenschaftlich diskutierte Erweiterung der beiden Obertore erfolgte schließlich 1928.



seinen Seen, Burgen und Städten und auf die mächtigen Raddampfer auf dem Léman.

Nach dem Mittagessen im Seminar draußen feierten wir, Vaterlandsverteidiger und Pazifisten bunt gemischt, unsern Einstand bei der Armee. Manch einer mochte dabei von seiner militärischen Karriere geträumt haben. Ich selber hegte keinerlei Aspirationen, war aber willens, meine bürgerlichen Pflichten getreulich zu erfüllen. Der Vater jedoch war von meiner unmilitärischen Haltung enttäuscht und schüttelte über «die moderne Jugend» den Kopf. Denn er hatte es im Dienst immerhin zum Wachtmeister gebracht.

«Ich bin ein jung Soldat . . .»

Erwartungsgemäß traf eines Tages das Aufgebot zur Rekrutenschule bei mir ein. Es lautete schließlich und endlich auf die zweite Hälfte Juli 1929, und einzurücken hatte ich auf 15 Uhr bei der (alten) Kaserne in Freiburg. Jener Sommer war einer der heißesten, die ich je erlebt habe. Richtig vom Himmel geschüttet hat es nur an einem Tag, und da war ich ausgerechnet im Küchendienst beschäftigt, blieb also trocken.

Ein Wettinger Seminarkamerad hatte ein gleichlautendes Aufgebot erhalten. Wir freuten uns dessen und halfen uns gegenseitig bei jeder Gelegenheit, wobei ich re-

gelmäßig der Nutznießer war. Ich bin ihm heute noch dankbar dafür.

An einem strahlenden Morgen reisten wir gemeinsam vorerst nach Bern und ließen uns in einem kleinen Budeli beim «Zeitgloggen» die Haare kurz scheren, wobei wir unsere Künstlermähnen dem Vaterland zu opfern hatten.

Andere Burschen, Welsche und Deutschschweizer, strebten in Freiburg, gleich uns, der damaligen Kaserne zu, die wir plötzlich von der Route des Alpes aus tief unten nahe der Saane erblickten. Über eine lange Treppe ging's hinunter in die «Neustadt» (Neuveville). Am jenseitigen Flußufer waren wir endlich am Ziel. Schlags drei Uhr hallte der erste Kommandoruf über den weiten Platz; der Dienstbetrieb hatte begonnen, und schnell verwandelten wir uns in Soldaten.

Mit meinen unmittelbaren Vorgesetzten hatte ich Glück. Ihr Umgangston war bestimmt, aber menschlich. Mein Korporal war ebenfalls ein junger Schulmeister. Er war im Emmental daheim und war um meine militärische Haltung besorgt. Sein «Rassiger, Erisma, no rassiger!» mußte ich oft genug hören, und langsam besserte es. Was ich einst geplant und dem gütigen Herrn Obersten in Baden zu erklären versucht hatte, führte ich konsequent aus: Jeden freien Sonntag fuhr ich schon früh mit der Bahn los und bereiste als staunender Alemanne die Schönheiten der Romandie. Diese meine Begeisterung half mir dann,

das wachsende Ungemach des militärischen Alltags zu ertragen. Sogar die traditionelle Saane-Durchquerung brachte ich gut hinter mich.

An einem Freitag morgen Ende September wurden wir nach zehn strengen Wochen wieder entlassen. Vor der Kaserne hatten wir uns aufgestellt, und der Kompaniekommandant hatte eben mit seiner Abschiedsrede begonnen, als sich irgendwo in der Ferne ein tiefes Brummen erhob, das immer näher kam: Der Zeppelin aus Friedrichshafen überflog auf seiner Schweizer Reise die Stadt Freiburg und zog unwiderstehlich unsere Augen auf sich. Da half alles Befehlen nichts («Herschauen! Aufpassen!»). Erst als das imposante silberglänzende Luftschiff unsern Blicken entschwunden war, kehrte bei uns wieder Ruhe und Disziplin ein.

In Aarau wollte ich mich mit diesem Erlebnis brüsten. Da vernahm ich, daß der Zeppelin auch Aarau überflogen und ebenfalls mächtig gebrummt habe.

Endlich Schulmeister!

Nach der eben genannten Rekrutenschule begann für mich wieder die mühsame Stellensuche. Immer noch gab es im Aargau viel zu viele junge Lehrkräfte, die – wie ich – eifrig nach Beschäftigung und Verdienst Ausschau hielten. Dabei kamen wir einander natürlich da und dort ins

Gehege. Doch von mir wollte nach wie vor niemand etwas wissen. Aarauer waren offenbar nicht begehrt, und hie und da hatte ich auch die falsche Konfession.

Unsern Uhrenladen hatten wir bei den Toren in einem Hause, das dem Verlagsbuchhändler Emil Wirz-Martin gehörte. Dessen Geschäftsräume befanden sich im ersten Stock. Diese Firma war seit Jahrzehnten auf Edition und Vertrieb landwirtschaftlicher Lehrbücher spezialisiert. Dort konnte ich mich nach Lust und Laune nützlich machen und mir mit anspruchlosen Büroarbeiten die Zeit vertreiben. Nur von Lohn sprach niemand. Ich war immer noch arm wie eine Kirchenmaus.

Unversehens aber öffnete sich mir ein Türlein. In unserm Pestalozzi-Schulhaus suchte man für ungefähr zwei Monate einen Stellvertreter. Ein Lehrer war schwer erkrankt und fiel mindestens bis Neujahr aus. Der mir wohlgesinnte Herr Kim im Obern Rathaus hatte unsere Schulpflege auf mich aufmerksam gemacht. Deren Präsident war Obergerichtsschreiber Karl Zimmerlin, der Vater unseres nachmaligen Stadtmanns Dr. Erich Zimmerlin. Er bestellte mich ins Obergericht in der Obern Vorstadt (damals im Verwaltungsgebäude unserer Industriellen Betriebe). Im Laufschrift eilte ich dorthin, denn ich fühlte deutlich, daß ich vor einer Art Schicksalswende stand. Zuvor hatte ich noch schnell das Zeugnis der Schulpflege E. eingepackt. Herr Zimmerlin empfing

mich überaus freundlich. Als ich aber besagtes Zeugnis zückte, schaute er kaum hin und meinte trocken: «Das sind so Gemein-schreiberphrasen, die sagen uns nichts. Einzig Ihre Arbeit bei uns zählt.» Damit war ich für mindestens zwei Monate angestellt und endlich unabhängig von Vaters Geldbeutel. Mein Monatslohn betrug 320 Franken. Dazu kam noch etwas Ortszulage, und damit fühlte ich mich wie ein Krösus. Rektor im Pestalozzi-Schulhaus war zu jener Zeit Heinrich Frey, der sich als treubesorgerter Kollege erwies, und ebenso fürsorgend benahm sich mein Zimmernachbar Robert Muster. Beide sind ja schon lange tot. Doch ich habe sie nicht vergessen.

Die Knabenklasse, die ich antrat, war in jeder Beziehung aufgeweckt, so daß sich bald ein flotter Lehrbetrieb ergab. Das Schulzimmer befand sich im Westflügel im Parterre. Wenn man zum Fenster hinausblickte, sah man den neuen Pausenhof der Mädchen (auf dem Areal der Villa Zurlinden). Im Hintergrund erhob sich die ebenfalls noch ganz neue Pestalozzi-Turnhalle. Beides gibt es heute nicht mehr.

Zwei oder drei Buben machten mir Schwierigkeiten, denen ich als Anfänger kaum beikommen konnte. Besonders der eine saß fast täglich nach. Eines Nachmittags mußte ich ihn einmal mehr zurückbehalten. Da ich gleichzeitig eine dringende Kommission in der Nähe zu verrichten hatte, ließ ich ihn eine Weile allein im

Zimmer, schloß aber die Türe von außen diskret ab. Doch als ich zurückkehrte, fand ich den Raum leer. Ein Fenster stand weit offen – das Vöglein war ausgeflogen! Ich wurde zuerst wütend und machte mir Vorwürfe. Da sah ich auf dem Pult einen Zettel liegen. Darauf stand von ungelenker Kinderhand geschrieben: «Ich konnte leider nicht länger bleiben. Mit Gruß.» Da mußte ich denn doch lachen.

Einmal, mitten im Unterricht, ging die Zimmertüre auf. Ohne angeklopft zu haben, trat ein Mann ein, den ich zu meinem nicht geringen Schrecken als den Schulinspektor Johann Jakob Bossart-Bächli aus Buchs erkannte. Er war schon in meiner Primarschulzeit unser Inspektor gewesen und hatte uns im Frühjahr 1919 beim schriftlichen Examen als Aufsatzthema «Die Spanische Grippe» gegeben, worüber wir viel wußten, weil man eben wieder einmal einen dieser schrecklichen Seuchenzüge zu überstehen gehabt hatte. Er machte mir nun von Amtes wegen einen Schulbesuch. Ich war so überrascht, daß mir die Knie zu zittern begannen, und ich verlor für eine kurze Weile den Faden. Bald jedoch gewann ich wieder Macht über mich. Er galt nämlich als streng. «Fahren Sie ruhig weiter», sprach er und verlangte die Diktathefte, um sie, am Pulte sitzend, gemächlich durchzublättern. Unterdessen hatten wir «Rechnen mündlich», auch «Kopfrechnen» genannt. Plötzlich erhob er sich und wandte sich dem Ausgang zu. Bei der Verab-

scheidung sagte er bloß: «Machen Sie so weiter.» Und das gab mir denn doch ein wenig Mut für die Zukunft.

Die schwarze Kluft

Da ich als bezahlter Stellvertreter nun vorläufig über genügend Bargeld verfügte, wurde ich leicht übermütig und besann mich darauf, was ich jetzt anschaffen könnte. An erster Stelle stand ein neuer Anzug (auch Kluft oder Schale genannt), da mir das dunkelblaue Konfirmandenkleid zu knapp geworden war. Ich wuchs ja immer noch, und erst allmählich gewann ich Figur. Nicht umsonst hatten die bisherigen Schulkinder immer geglaubt, ich sei noch Seminarist, womit sie die Eltern verwirrten.

Ich bestellte also Muster, wählte keck den teuersten schwarzen englischen Stoff aus und wies meinen Schneider an, mir «eine tolle Kluft zu bauen». Als die Mutter mein Vorhaben erkannte, fragte sie: «Spinnst du eigentlich? Denkst du auch an deine alten Tage?» Da zeigte ich ihr mein Vermögen: drei Hunderternoten. Und sie gab sich geschlagen.

Dieser Anzug hatte dank seiner Solidität ein langes Leben. Als er mir endlich verleidet war, ließen wir ihn auffrischen und sandten ihn einer armen Bergbauernfamilie auf dem Monte Ceneri. Der Zufall wollte es, daß deren ältester Sohn ausge-

rechnet in jenen Tagen Hochzeit hielt, aber wegen Geldmangel sich keinen festlichen Anzug hatte leisten können. Er besaß, ohne daß wir es gewußt hatten, die gleiche Statur wie ich, so daß ihm nun mein alter Anzug wie angegossen stand. Seine Mutter schrieb uns hernach einen überschwenglichen Brief, in dem es hieß, das ganze Dorf sei vom schwarzen Anzug aus Aarau begeistert gewesen. Seit Menschengedenken habe man in Robasacco keinen so schönen Bräutigam mehr gesehen. Auch der Herr Pfarrer habe es gesagt. Als mir dies die Mutter berichtete, sagte ich nur: «Gsehsch iez!»

Der Volkstag in Gränichen

Nach dem Aarauer Zwischenspiel hatte ich mich über Arbeitsmangel nicht mehr zu beklagen. Es folgte nun fast ununterbrochen eine Stellvertretung auf die andere: im Wynental, im Suhrental, im Bezirk Lenzburg und schließlich in Küttigen, wo ich dann endlich, nach sechs Monaten Probezeit, festen Fuß fassen durfte. Damit begannen meine schönsten Schulmeisterjahre.

Doch zuvor soll noch eines Ereignisses gedacht werden, das mir unvergeßlich geblieben ist. Ich habe ja bisher nicht verhehlt, daß ich als Wettinger Seminarist und hernach als Junglehrer ein entschiedener Pazifist war. Ich wurde in dieser mei-

ner Haltung bestärkt durch die engagierten Schriften von Leonhard Ragaz und Friedrich Wilhelm Foerster. Jener war ein streitbarer Schweizer Theologe, dieser ein deutscher Pädagoge. Beide erstrebten den «ewigen Frieden» auf ethisch-christlicher Grundlage, was mir einst zugesagt hatte. Bei beiden aber störte mich mit der Zeit etwas Unbestimmbares, und ich fühlte mich einfach nicht mehr ganz glücklich in ihrer Gesellschaft. Mir war es beispielsweise immer weniger gegeben, mit Ragaz an ein bevorstehendes Reich Gottes zu glauben, das unserer unruhigen Welt den ewigen Frieden brächte. Und mit rapid zunehmender Verdüsterung der Weltlage kam mir eine totale Abrüstung der Schweiz immer mehr als Illusion vor. Ich kannte viele, denen diese Probleme ebenfalls zu schaffen machten.

Uns allen, denen es nicht mehr wohl in unserer Haut war, kam es daher gelegen, daß auf einen Sonntag im Oktober 1930 ein Volkstag mit dem Thema «Braucht die Schweiz eine Armee?» in der damals neuen Turnhalle zu Gränichen angesagt war. Referenten waren der erst vor kurzem in den Bundesrat gewählte Rudolf Minger («Rüedu» vom Volk genannt), seines Zeichens Bauer aus dem Berner Seeland, sowie Dr. Arthur Schmid, Chefredaktor des «Freien Aargauers», des Organs der Aargauer Sozialdemokraten, Erscheinungsort: Aarau. Die Auseinandersetzung der beiden versprach interessant und klärend

zu werden. Wie man sie kannte, war wohl keiner von beiden bereit, dem andern etwas zu schenken.

Nach alter Väter Sitte suchten viele Leute den Volkstag zu Fuß auf, so auch ich. Aus allen Richtungen sah man sie der Gränicher Turnhalle zustreben, die bald voll besetzt war. Weil der Zustrom immer noch nicht abebben wollte, mußten alle Sitzenden wieder aufstehen und die Halle verlassen, damit man die Bestuhlung wegschaffen konnte. So wurde Platz gewonnen. Schließlich sollen es etwa 2500 Menschen gewesen sein, die Kopf an Kopf standen und stundenlang der Auseinandersetzung folgten. Das bäuerliche Element wog in meiner Umgebung vor.

Minger begann in bester Form. Er wirkte geradezu geladen. Die anfänglich häufigen Zwischenrufe verstummten bald, und eine beinahe feierliche Stille kehrte ein. Man merkte: Minger kannte das Volk genau und wußte, wie man zu ihm sprechen mußte, um verstanden zu werden. Nach seiner freien Mundartrede erhob sich ein Sturm der Begeisterung. Der Korreferent, Arthur Schmid (Vater), hatte es schwer. Er gab jedoch nicht auf und begann gleich seine Stärke, die Polemik, auszuspielen. Aber die Beifallsäußerungen der Menge schienen mir nicht mehr so spontan zu sein wie bei Minger.

Die anschließende Diskussion nahm zeitweise dramatische Formen an. Denn unter den nun folgenden Votanten befand sich

Dr. med. Eugen Bircher aus Aarau, der die vorherrschende Stimmung geradezu genoß und souverän alle Register eines geborenen Volksredners zu ziehen verstand. Er war damals nicht nur Chef der Chirurgie am Kantonsspital Aarau. Zugleich war er auch Kommandant der Infanterie-Brigade 12 (Aargau), die kurz zuvor ihren Wiederholungskurs unter ihm bestanden hatte. Ich selber bin Augen- und Ohrenzeuge davon, wie trüf er jeweils zu seinen Soldaten sprechen konnte.

Kurz und gut: Diese Gränicher Volksversammlung endete mit einem deutlichen Übergewicht der Armeefreunde. Mir ging das etwas gegen den Strich. Doch auf dem Rückmarsch nach Aarau hatte ich Zeit genug, mir alles nochmals durch den Kopf gehen zu lassen, und ich war schließlich bereit, meine Hefte zu revidieren.

Die nun folgenden Jahre zeigten dann zur Genüge, daß Minger und Bircher gute Nasen gehabt hatten. Sie hatten realistischer gedacht als ihre Gegner. Selbst Arthur Schmid sah dies nach einigen Jahren ein und machte angesichts der «Arglist der Zeit» eine geistige Kehrtwendung, was sein Ansehen auf bürgerlicher Seite deutlich hob.

Der Glücksfall

Ich hatte mein Gränicher Erlebnis noch nicht verdaut, als mich schon wieder der

Ruf zu einer Stellvertretung erreichte. Abermals hatte der mir so wohlgesinnte Erziehungssekretär im Obern Rathaus die Hand im Spiel gehabt. Diesmal war es Gemeindeammann und Schulpflegepräsident Hans Basler aus Küttigen, der mich in seinem Haus im Rombach zu sprechen wünschte. Es handelte sich darum, für die obere Mittelstufe Küttigen einen Lehrer zu finden, der bereit war, ein Probehalbjahr zu absolvieren. Bei befriedigender oder gar guter Leistung sollte er dann durch die Gemeindeversammlung fest gewählt werden. Auf ein solches Risiko konnte sich nur ein junger Stellenloser einlassen, dem das Wasser am Munde stand. So einer war damals ich. Spontan sagte ich zu, denn Küttigen war mir immer ein sympathisches Dorf gewesen: es lag so nahe bei der Stadt, in der ich aufgewachsen war. Von Aarau aus war es leicht zu Fuß zu erreichen, und zudem gab es seit einigen Jahren eine zwar dürftige, aber doch praktikable Postautoverbindung. Den heute so bequemen Busbetrieb kannte man damals freilich noch nicht. Es lockte mich aber auch der nahe, von den Aarauern geliebte Jura mit seinen zahlreichen Wandermöglichkeiten.

Unsere Stadt hatte noch eine ganz besondere Beziehung zu Küttigen. Das war der samstägliche *Wochenmarkt*, der einst vornehmlich von Küttiger Frauen beschickt wurde. Unsere Mütter kannten deshalb die meisten mit Namen (sie hießen ja fast

3 Die Tuchlaube an der Metzgergasse, deren Erd-
geschoß bis 1932 als städtisches Schlachtlokal diente (da-
von der Straßenname). Die Aufführung von Mozarts
«Zauberflöte» (1804) muß man sich im ersten Stockwerk
vorstellen, ebenso die erste Aarauer Wiedergabe von
Schillers «Wilhelm Tell» im frühen 19. Jahrhundert.



alle Wehrli oder Bircher oder Basler oder Bolliger, Blattner und Graf), und eine jede Aarauer Hausfrau wußte genau, bei welcher Küttigerin dieses oder jenes Gemüse am zartesten war. Je nach Saison kamen auch Eier, Beeren und Blumen dazu. Man bildete fast eine Familie.

Zu jeder Marktfrau gehörte damals die typische Küttiger Marktchaise, die zu unserm Stadtbild gehörte wie der Oberturm und die Wasserfluh. Diese Chaisen standen nach Marktschluß manchmal bis in den Nachmittag hinein in der Nähe von Wirtschaftshäusern und zeigten, daß ihre Eigentümerinnen noch unterwegs waren und sich des Lebens freuten.

Auch die Küttiger Männer waren in der Stadt in mancherlei Funktionen tätig und genossen dank ihrer Tüchtigkeit und ihres immensen Fleißes das verdiente Ansehen.

Als Lehrer konnte man da natürlich nicht mithalten. Die Verschiedenheit der Arbeiten ließ das nicht zu. Dennoch wurde man von den Leuten gelegentlich «hochgenommen». Das tönte dann so: «Soso, Herr Lehrer, scho wider Firobig?» Oder: «Soso, Herr Lehrer, scho wider Ferie?» Ich persönlich nahm solche Neckereien gelassen und bewahrte Ruhe.

Der Start

Es dürfte kurz nach der Gränicher Volksversammlung gewesen sein, als ich mich

eines Montagmorgens in der Frühe aufmachte und den gut halbstündigen Weg ins Küttiger Dorf unter die Füße nahm. Es regnete heftig, und da der Straßenzustand damals noch übel war, traf ich ziemlich beschmutzt im Schulhaus Dorf ein. Man nannte es zu jener Zeit noch «Neues Schulhaus».

Ammann Basler erwartete mich vor meinem zukünftigen Schulzimmer im Hochparterre links. Er öffnete und übergab mir dann sogleich den Schlüssel, welche Handlung mich förmlich ergriff.

Und schon strömten die Schüler herein, zumeist muntere Buben und Mädchen in bunter Mischung, etwas zurückhaltend vorerst noch, denn ich war für sie ein Fremder. Sie bezogen ihre angestammten Plätze und verhielten sich hierauf mäuschenstill. Als sie mir ihre Namen nannten, fühlte ich mich an den Aarauer Wochenmarkt erinnert. Für diese Fünftkläßler war ich schon der dritte Lehrer im selben Schuljahr. In einem Schrank fand ich einen Stoß Hefte. Es befand sich je ein einziger Aufsatz darin, und dieser war noch nicht einmal korrigiert. Dies blieb dann mir überlassen.

Dieses Stellvertreter-Halbjahr war reich bewegt. Dafür war vor allem die Schulpflege besorgt, die mich gleichsam ständig überwachte. Ein Besucher löste den andern ab. Auch der Inspektor tauchte gelegentlich auf. Ich kannte ihn gut, war ich doch wenige Jahre zuvor zu ihm in die Schule

gegangen: Robert Iten, genannt «Netti», zu jener Zeit für die Aarauer Bezler ein Begriff. Er verhielt sich mir gegenüber äußerst korrekt und hilfreich.

Vor den Frühlingsferien wurde mir offiziell mitgeteilt, daß mich Schulpflege und Gemeinderat «beinahe einstimmig» der Gemeindeversammlung zur Wahl vorschlagen werden. Man gratulierte mir bereits. Jedoch zu früh, wie sich zeigen sollte. Denn im letzten Augenblick wurde mit Flugblättern gegen mich agitiert, und die Sache wurde nun plötzlich spannend. Aber mein Gegenkandidat unterlag in der Abstimmung deutlich. Meine Eltern freuten sich maßlos – und ich mich mit ihnen.

Ein großer Schrecken

Lange bevor ich mich in Küttigen als Schulmeister häuslich niederließ, wurde mir dort ein unvergeßliches Erlebnis zuteil.

An einem heißen Sonntag im Frühsommer 1917 (ich ging erst in die zweite Klasse) zog unsere Familie einmal mehr auf die Jurahöhen, um dort die freie Natur zu genießen und uns Kinder sich austoben zu lassen. Mit dem nötigen Proviant beladen, gewannen wir, alles zu Fuß, das Benkerjoch. Von dort war es auf den Asperstrichen (in Aarau «Stockmatt» genannt) nicht mehr weit. Auch waren wir nicht allein, und bald waren alle Schattenplätzchen be-

legt. Ein frohgemutes Lagerleben hub an. Auch in dieser Höhe war es schwül, so daß jedermann nach dem mitgebrachten Lindentee und nach dem Zitronenwasser lechzte. Für den Vater hatten wir eine Flasche Alicante aus der Spanischen Weinhalde an der Kirchgasse mitgenommen.

In der ersten Stunde des Nachmittags, als fast alles auf den mitgebrachten Wolldecken dem Mittagsschläfchen oblag, verdunkelte sich der Himmel unversehens. Von Westen her zog ein mächtiges Gewitter heran. Der Donner war schon deutlich zu vernehmen. Hals über Kopf brach alles auf und floh dem Tale zu. Von der Benkerklus an schlug man sogar Laufschrift an, weil die Situation immer bedrohlicher wurde. Ehe wir das Küttiger Oberdorf erreichten, brach das Unwetter über uns herein.

Die meisten fanden schließlich Unterschlupf im Gasthof zum «Kreuz», dessen Räume im Nu von verängstigtem Wandervolk überfüllt waren. Unsere Familie fand Obdach im Saal oben, wo sich der Männerchor Schönenwerd, der sich auf einem Vereinsausflug befand, schon häuslich niedergelassen hatte. Wir trafen bei ihm viele Bekannte.

Auf einmal zuckte ein greller Blitz hernieder, und zugleich ertönte ein ungeheurer Donnerschlag. Alles erschrak, Frauen und Kinder schrien auf, die Männer eilten auf die Straße hinunter und gewahrten bald einmal Rauchschwaden, die vom Oberdorf herkamen. Das Brandobjekt lag ganz

nahe. Man rief nach der Feuerwehr, die aber unmöglich jetzt schon zur Stelle sein konnte. Beinahe zum Trost vernahm man nun wenigstens das Feuerhorn: Der Dorf- wächter blies es im strömenden Regen, und vom Alten Schulhaus her ertönte auch das Glöcklein. Einige beherzte Männer drangen ins brennende Haus ein, weil die alte Frau Basler immer noch vermißt wurde. Sie befand sich in der Stube und weigerte sich, das Haus zu verlassen. Sie habe sich an die «Chouscht» geklammert, hieß es nachher. Bald darauf wurde sie ins Freie geführt. Alles hatte Erbarmen mit ihr.

Da ich zum erstenmal ein Haus brennen sah, war ich konsterniert. Endlich holte mich die Mutter. Der Vater blieb jedoch noch eine Weile dort. Als eifriger Feuer- wehrmann konnte er sich nicht so bald vom dargebotenen Schauspiel lösen.

Als Donner und Regen nachgelassen hatten und das Feuer als gebändigt gelten konnte, machten wir uns, mit noch andern Aarauern, auf den Heimweg. Das Wetter- leuchten hielt aber noch lange an und machte uns Buben angst.

Viele Jahre später saß ich nach einem Exa- men mit prominenten Küttigern beim «Chruus» noch etwas zusammen. Um die Männer davon zu überzeugen, daß ich von alters her mit ihrem Dorf verbunden ge- wesen war, fing ich von jenem Blitz- und Donnerschlag zu berichten an. Gemeinde- ammann Basler unterbrach mich jedoch

bald, indem er sagte: «Was erzählt Ihr uns da, Herr Lehrer? Jenes brennende Haus war mein Vaterhaus, und jene Frau, die man aus Rauch und Flammen holte, war meine Mutter.»

Hierauf schwieg ich längere Zeit.

Der Herzberg

Schon bald nach Antritt meiner Küttiger Stelle vernahm man, im Jura oben sei eine ganz neuartige Schule geplant, ein *Volks- bildungsheim* nach dänischem Muster, und bei dieser Gelegenheit hörte ich wohl zum erstenmal den Namen ihres Gründers und zukünftigen Leiters: Dr. *Fritz Wartenweiler* aus Frauenfeld. Dieser tauchte denn auch eines Tages im Dorfbild auf. Stets sah man ihn auf seinem alten Velo, immer hatte er es eilig. Denn er übte den bei uns seltenen Beruf eines Wanderlehrers aus, der ohne Rast und Ruh unterwegs war und überall in der Schweiz sich um Bildung und Auf- klärung der jungen Leute von damals kümmerte, sie ins Gespräch zog und ihnen aufrüttelnde Vorträge hielt. Er arbeitete dabei mit Vorbildern (wie etwa Fridtjof Nansen, Albert Schweitzer, Auguste Forel u. a.). Er war ein eindringlicher Redner.

Ich brannte darauf, ihn persönlich kennen- zulernen, was auch bald darauf geschah. Innert kurzem war Wartenweiler in der Gegend populär. Er duzte alle, und jeder- mann durfte Gegenrecht halten. Wenn

einer sagte: «I ha de Fritz gsch», so war damit immer Wartenweiler gemeint. Nie, auch bei Regenwetter nicht, sah man ihn mit einer Kopfbedeckung. Sein Bürstenschnitt hielt offenbar dicht, und stets trug er einen prall mit seinen vielen Büchern gefüllten Rucksack mit.

Eines Tages konnte man in der Zeitung lesen, daß das Volksbildungsheim Herzberg nun offiziell gegründet sei. Im «Helbis», am Südhang des Herzberges und inmitten einer dramatisch bewegten Jura-landschaft, sei das nötige Bauland erworben worden. Es müsse aber noch viel Geld gesammelt werden.

Eines Sonntagnachmittags wollte sich Wartenweiler bei seinen neuen Nachbarn und der übrigen Bevölkerung vorstellen. Da viel Volk zu erwarten war, wurde die Versammlung in die Turnhalle Küttigen (Dorf) einberufen. Man freute sich auf diesen Anlaß, und der Zustrom war demgemäß stark. Doch wir erlebten vorerst eine Enttäuschung: Fritz meldete sich krank, und die Sache wäre aufgefliegen, wenn sich nicht zwei beherzte und für Wartenweilers Anliegen begeisterte Aarauer Kantonschullehrer, Adolf Hartmann und Hans Schurter, spontan bereit erklärt hätten, für Fritz in die Lücke zu springen. Anschaulich und leicht verständlich schilderten sie Wartenweilers bisheriges Lebenswerk und was er mit seinem «Herzberg» zu wirken gedenke. Sie brachten es zustande, uns den Idealisten aus dem Thurgau bildhaft vor

Augen zu stellen und seine edlen Absichten zu erläutern. Innerlich aufgerührt verließ man die Turnhalle. Ich schrieb über den Anlaß ausführlich im «Aargauer Tagblatt», wo der Artikel heute noch zu finden ist.

Der rührige Küttiger Leseverein zögerte nicht, den bald wiederhergestellten «Herzberg»-Vater in unser Juradorf einzuladen. Wartenweiler kam, sah und siegte. Sein Vortrag war hinreißend, und niemand mußte sein Kommen bedauern, auch wenn viele zwei Stunden lang standen und sich im Gedränge kaum rühren konnten. Noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde das schlichte, heimelige Haus gebaut und der Erwachsenenbildung zur Verfügung gestellt. Im Laufe der Zeit machte der «Herzberg» grundlegende Wandlungen durch, mußte auch erweitert werden und wird bis zum heutigen Tag fleißig benützt. Er nennt sich heute, laut Prospekt, «Haus für Bildung und Begegnung».

Der Urwalddoktor in Aarau

Wenn Fritz Wartenweiler vortrug, wählte er als Ausgangspunkt gern den von ihm bewunderten Urwalddoktor Albert Schweitzer (1875–1965). Er gestand uns einmal, Schweitzer habe ihn «in einer wichtigen Zeit aus dem Sumpf gezogen». Auch viele unter uns empfanden diesen Theologen, Arzt, Philosophen und Orgel-

künstler als Vorbild, und ich konnte in meiner Begeisterung meinen Küttiger Schülern nicht genug von ihm erzählen. Da er es in Lambarene auch mit wilden Tieren zu tun hatte, lauschten die Kinder gerne.

Von Zeit zu Zeit tauchte Schweitzer in Europa auf, um für sein humanitäres Werk Geld zu sammeln. Dabei hielt er Vorträge oder gab Orgelkonzerte. Ich erinnere mich, daß er zu Anfang der zwanziger Jahre in unserer Stadtkirche gesprochen hat, und weiß noch gut, wie unsere Mutter nachher von diesem sonderbaren Mann mit seinem buschigen Schnauz erzählte. Später war ich ein fleißiger Leser all seiner Bücher sowie der stets willkommenen «Mitteilungen aus Lambarene». In unserer Stadt lebte eine Organistin, die jeden Monat eine stattliche Summe nach Afrika überwies, wobei sie in ihrem Bekanntenkreis deutlich vernehmbar den Klingelbeutel betätigte und nicht abließ, bis man seinen Obulus entrichtet hatte.

Dieser Frau nun hatten wir es wohl zu verdanken, daß Schweitzer im Frühjahr 1936 wieder in Aarau vorsprach. Diesmal spielte er die Orgel. Die Leute strömten von weither zu und füllten die Stadtkirche bis zum Rande. Wir hatten vorher einen kleinen Chor gebildet, der Bach-Choräle einübte, um damit Schweitzers Darbietungen zu ergänzen und zu bereichern. J. S. Bach war ja des Urwalddoktors liebster Komponist. Sein Buch über den Tho-

maskantor bedeutete bei seinem Erscheinen vielen Musikfreunden ein Ereignis.

Nach dem Konzert gab es oben auf der Empore noch kurz Gelegenheit zu Begrüßungen und kleinen Gesprächen mit dem berühmten Mann. Hernach begaben wir uns ins Freie. Wie staunten wir aber, als wir Kirchplatz und Kirchgasse voll von Menschen antrafen, die mit dieser stillen Ovation dem Urwalddarzt für sein Kommen und Wirken danken wollten. Es war dies eine rührende Huldigung, und auch Schweitzer war ergriffen davon, winkte den Leuten freundlich zu oder richtete sogar einige Worte des Dankes an sie.

Doch nun erhob sich bei uns die Frage, wo wir den zweiten Teil des Abends verbringen wollten. Dieses und jenes Wirtshaus wurde genannt, darunter auch der «Affenkasten» in der Vorstadt. Spontan entschied sich Schweitzer für diese Gaststätte, indem er rief: «Jawohl, in den «Affenkasten», der Urwalddoktor gehört zu den Affen!» Also begaben wir uns dorthin.

Als sich endlich jedermann ein Plätzchen ergattert hatte, trat eine ungewohnte Stille ein, weil männiglich wissen wollte, was so ein berühmter Mann im Wirtshaus redet. Er war ganz aufgeräumt und gab sich von seiner gewinnendsten Seite. Denn er konnte wirklich zufrieden sein: die eingegangenen Spenden für Lambarene waren in der Tat beträchtlich.

Erste Schreibversuche

Kaum hatte ich als Dreikäsehoch das Entziffern von Gedrucktem erlernt, so ergriff mich ein mächtiges Lesefieber. Ich verschlang einfach alles, verstand aber wenig und plagte daher die Eltern mit Fragen, bis ihnen jeweils der Geduldsfaden riß. Mit zunehmendem Alter wurde ich in meiner Lektüre immer wählerischer, und Partien, die mir besonders gut gefallen hatten, schrieb ich mir zum Vergnügen ab. Einmal behändigte mein Vater ein solches Blatt, wähnend, ich hätte es aus mir selber produziert, lief damit zu meinem damaligen Lehrer und unterbreitete es ihm mit großem Stolz. Doch Heinrich Zulauf merkte sogleich, daß es eine Abschrift war. Er sagte: «Das het de Luuser jo nur abschribe!» Der Vater war schwer enttäuscht.

Mehrere Jahre später hatte ich einen Wunsch an unsere Stadtpolizei zu richten: Sie möchte bei ihrem neu eingeführten Straßenverkehrsdienst weiße Handschuhe tragen, wie ich es bei der Zürcher Polizei gesehen hatte. Statt diesen Wunsch im Untern Rathaus persönlich vorzubringen, wo ich damals noch jedes Bein kannte, formulierte ich ihn schriftlich und sandte mein Elaborat der Tagblatt-Redaktion. Und zwar anonym. Ich wagte meinen Namen nicht zu nennen und hoffte nachträglich, mein Eingesandt möge gar nicht erscheinen. Doch es erschien, was mich rich-

tig erschreckte, sah ich mich doch an jenem Augusttag 1925 zum erstenmal gedruckt. Ich war gespannt auf die Reaktion zu Hause. Sie war nicht eben ermutigend. Denn mein Vater hatte etwas gegen unsere Polizei, weil sie ihm zu wenig regsam war, und er mochte ihr deshalb die von mir gewünschten Handschuhe nicht gönnen. Er hatte keine Ahnung davon, daß der Verfasser der Einsendung ihm gegenüber am Mittagstisch saß und still errötend die Suppe löffelte. Mein Wunsch wurde aber dennoch bald darauf erfüllt, vielleicht eben auf Grund meines kleinen Zeitungsartikels.

Daraufhin vergingen mehr als vier Jahre, bis ich mich wieder einmal als Zeitungsschreiber betätigen konnte. Damals, im Herbst 1929, ging es um einen Konzertbericht: Ich hatte in Olten ein Sinfoniekonzert besucht und kehrte so begeistert nach Aarau zurück, daß ich vor Erregung nicht einschlafen konnte, bis ich meine Eindrücke schriftlich formuliert hatte. Was schließlich auf dem Papier stand, dünkte mich nicht übel. Ich warf es am andern Morgen an der Kasinostraße in den Briefkasten der zu jener Zeit noch bestehenden «Neuen Aargauer Zeitung». Ihr einziger Redaktor, Hermann Allemann, kannte mich nicht, wohl aber meinen Vater. Er glaubte, dieser sei der Verfasser des Artikels und wollte ihm nun telefonisch gratulieren. Doch dieser fiel aus allen Wolken, denn er wußte tatsächlich nichts. Als ich

4 Blick auf den früheren Zollrain sowie auf die (echte) Kettenbrücke mit ihren mächtigen Kettentürmen in Form römischer Triumphbogen (erbaut 1850/51, abgebrochen 1948). Auf den verkehrsarmen Straßen (um 1925) ließ sich noch gemütlich plaudern oder spielen. Die Aarauer Altstadt – unser einstiges Kinderparadies!



heimkehrte, empfing er mich sehr unfreundlich, indem er vorwurfsvoll sagte: «Was machst du auch für Sachen! Schreibst in die Zeitung, und ich weiß von allem nichts! Allemann läßt dich übrigens grüßen. Er möchte dich persönlich kennenlernen.»

Der ziemlich knapp gehaltene Artikel erschien am folgenden Tag. Nachdem ihn mein Vater gelesen hatte, schnitt er ihn aus, um ihn allen Bekannten zeigen zu können. Er war ganz stolz, vermißte aber meinen Namen darunter. Ich hatte nur mit einem e. gezeichnet. In der Folge zerbrachen sich die musikinteressierten Aarauer den Kopf darüber, wer sich wohl hinter diesem unscheinbaren Buchstaben verstecke. Man fragte sogar mich selber. Doch ich stellte mich unwissend und behauptete, der Artikel gehe mich überhaupt nichts an. Denn schon damals war mir übertriebene Publizität verhaßt, und ich genoß noch lange meine Anonymität. Denn ich schrieb von da an immer häufiger in diese «Neue Aargauer Zeitung», das Organ der einst so mächtigen aargauischen Radikalen oder Linksfreisinnigen, und genoß die mir dort gebotene Narrenfreiheit. Allemann fragte mich sogar eines Tages, ob ich nicht Lust hätte, mich von ihm als Hilfsredaktor einstellen zu lassen. Doch als ich nach dem Monatslohn fragte, hieß es: «Zwischen 120 und 150 Franken.» Ich winkte ab und begnügte mich auch weiterhin mit den acht Rappen Zeilenhonorar. Denn Schulehal-

ten war im Grunde genommen schöner und dankbarer als Publizieren und Redigieren. Und die lieben Küttiger wollte ich so früh schon nicht verlassen.

Heimkehr

Jedoch nur wenige Jahre hernach ergab sich unversehens eine so günstige Gelegenheit, mich in meine Heimatstadt Aarau wählen zu lassen, daß ich sie unmöglich verschmähen durfte. Die Versuchung war zu groß, und zudem wünschten die Eltern meine Anwesenheit zu Hause. Denn sie wurden alsgemach älter, und mein Bruder war endgültig ausgeflogen. Die katastrophale *Weltwirtschaftskrise*, die im Herbst 1929 ausgebrochen war, hatte auch unsern kleinen Uhren- und Bijouterieladen «unter den Bögen» hart getroffen. Der Vater hatte zwar in diesen für alle so schweren Jahren immer genug Arbeit. Doch der Handel stockte, und die Einnahmen sanken dementsprechend bis auf das Existenzminimum. Aus dieser allgemeinen Misere heraus entstand übrigens in denselben Jahren der «*Markt Aarauer Gewerbetreibender (MAG)*». Aus höchst bescheidenen Anfängen entwickelte er sich im Laufe der Jahrzehnte zu einer Art «Oktoberfest». Seiner Volkstümlichkeit wegen ist er aus dem Aarauer Brauchtum nicht mehr wegzu-

denken. Die Küttiger Behörden begriffen meine

Situation und trugen es mir nicht nach, daß ich sie, früher als geplant, wieder verließ. Wir schieden im tiefsten Frieden. Das Examen im März 1938, wenige Tage nach der erschreckend schnell vollzogenen Besetzung unseres Nachbarlandes Österreich durch die Deutsche Wehrmacht, war mein offizieller Abschied von der Küttiger Schule. Noch einmal saßen die Schüler (wiederum eine ganze Stube voll) sonntäglich gekleidet vor mir und harrten gespannt der kommenden Dinge. Das Zimmer war zuvor von den Mädchen mit den ersten Frühlingsblumen ausgeschmückt worden. Nach überstandener Prüfung ergriff, wie seit alters, der Inspektor das Wort, um allen, den Kindern und dem Lehrer, für das Geleistete zu danken. Es herrschte eine geradezu feierliche Stimmung im Raum, wie sie sich dann in den folgenden Jahrzehnten in Aarau nie mehr einstellen wollte. Denn in der Stadt kannte man die traditionellen Schlußexamen schon lange nicht mehr. Sie waren einst durch «Repetitorien» ersetzt worden. Später wurden daraus «Besuchstage», welche beide ich als noch problematischer empfand als die ländlichen Examen mit ihren bescheidenen Festlichkeiten.

Dafür aber durften unsere Aarauer Kinder alljährlich ihren uralten *Maienzug* genießen, der sich an Dimension und Ausstrahlung von den damaligen ländlichen Jugendfesten ganz wesentlich unterschied. Nach etwelchen Ermüdungserscheinun-

gen um 1920 war er uns, trotz Weltwirtschaftskrise und ständig wachsender Kriegsgefahr, erhalten geblieben. Im unheimlichen Jahr 1938 mit seinen Ängsten und Nöten wirkte er doppelt befreiend auf die Gemüter. Der 8. Juli 1938 war zwar ein drückend schwüler Tag und endete denn auch mit einem fulminanten Gewitter. Es war dies mein erster Maienzug als Aarauer Lehrer, und ich litt vor dem Umzug ein wenig unter Lampenfieber, weil Spießrutenlaufen nie meine Sache war. Doch es ging – und je mehr wir uns dem etwas kühleren Telliring näherten, desto gelöster fühlte man sich. Bei der Morgenfeier sprachen zwei Herren Fehlmann, zuerst Karl (seines Zeichens Apotheker in der Vorderen Vorstadt und damals Präsident unserer Schulpflege) sowie sein Sohn Hans-Rudolf (als Kantonsschüler). Am Nachmittag kämpfte unser damals noch existierendes Kadettenkorps gegen eine wilde Horde bunt gemischter Freischaren, schlug diese, genau nach Regiebuch, in westlicher Richtung in die Flucht und nahm den Rest gefangen. Wer nicht an diesem Spaß direkt beteiligt war, schaute im drückend heißen Schachen der Endphase als Manöverbummler zu. Es gab deren ungezählte. Die Schlacht war harmlos-altmodisch und wirkte wie eine Parodie auf das, was sich damals um unser Land zusammenbraute. Es war denn auch das bislang letzte aller Aarauer Freischarenmanöver. Die zu jener Zeit immer bedrohlicher werdende mili-

tärpolitische Lage machte solche Kriegsspiele geradezu zu einer Farce.

Doch der Maienzug als solcher blieb uns als ein wahres *Lebensfest* erhalten. Ja, es scheint, er werde von Jahr zu Jahr größer, schöner und bewegender, reicher an Blumen, Fahnen, schmetternder Blasmusik und Zuschauern. Bei Wetterglück bildet das einst so bescheidene Schulfestlein (wie

der Bachfischet auch) eine weithin beachtete Sehenswürdigkeit.

Meine Drittklässler mußten einst je drei Sätze über den Maienzug auf ein Blatt Papier schreiben. Ein Büblein äußerte sich also: «Der Meierzug ist schön. Der Meierzug ist lang. Ich wetti Alltag Meierzug.»

Besser läßt sich das eigentlich gar nicht sagen.

Der Autor Paul Erismann hat Jahrgang 1909, schreibt seit mehr als 50 Jahren für die *Aarauer Neujaarsblätter*, wohnt in Aarau und war lange Zeit Lehrer in Aarau (von 1938 bis 1968), von 1968 bis 1972 Redaktor am *Aargauer Tagblatt*.
